BLÄTTER

aus dem

MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

November 1998

WOCHE DER ERINNERUNG AN DIE REICHSPOGROMNACHT 1938

Erinnerung und Dialog

Von Oberbürgermeister Arno Pöker

Einer der unrühmlichsten Tage der deutschen Geschichte jährt sich zum 60. Male, die Reichspogromnacht. Damit begann die systematische Judenverfolgung im Nazi-Deutschland. Gewalt und wilder Zerstörungswut wurden Tür und Tor geöffnet. Auch hier in Rostock brannte am frühen Morgen des 10. November die Synagoge. Geschäfte und Wohnungen von Rostocker Juden wurden demoliert und verwüstet. 64 jüdische Männer wurden festgenommen und in die Landesstrafanstalt Alt-Strelitz verschleppt. Dies sind traurige Tatsachen, derer wir uns erinnern müssen. Es gilt noch immer die These Walter Benjamins, der fordert, daß wir „die Erinnerung an das Leiden der von deutschen Händen Hingemordeten wachhalten“. Denn er fügt hinzu: „Wir können vergangenes Leid und geschehenes Unheil gewiß nicht wiedergutmachen; aber wir haben die schwache Kraft einer sühnenden Erinnerung.“

Deshalb hat die Hansestadt Rostock gemeinsam mit dem Max-Samuel-Haus Mitglieder ehemaliger Jüdischer Gemeinden in Mecklenburg aus aller Welt nach Rostock eingeladen. Einige haben seit ihrer Verfolgung deutschen Boden nicht wieder betreten. Daher freue ich mich ganz besonders, die Gäste hier begrüßen zu können. Ich denke, es ist ein Auftrag an uns, zu zeigen, daß die Rostockerinnen und Rostocker sich der „Gespenster der Vergangenheit“ bewußt sind und sich für eine andere Zukunft engagieren. Unsere Gäste können uns dabei helfen. Denn nur der Dialog untereinander fördert das Verständnis der verschiedenen Kulturen und Religionen.

Ich glaube, daß Rostock inzwischen eine tolerante, weltoffene und gastfreundliche Stadt ist. Ich bin mir bewußt, daß im Jahre 1992 von Rostock-Lichtenhagen andere Signale in die Welt ausgegangen sind. Bilder, die viele im In- und Ausland kritisch nachfragen ließen. Es geschah in einer Zeit, in der viele Menschen von Sorge und der Unsicherheit geprägt waren, wie es in der Zukunft weitergeht. 1998 haben 10.000 Rostocker für eine friedliche und demokratische Gesellschaft demonstriert. Das Friedensfest am 19. September und die Aktion „Bunt statt braun“ hat mich mit Stolz erfüllt, denn wir tun aktiv etwas gegen Rechtsradikalismus und Fremdenfeindlichkeit. Das muß unser Weg sein, unter dem Motto des Schmetterlings von 1989, der für Gewaltfreiheit und Demokratie steht, in Rostock für eine freie und tolerante Gesellschaft einzustehen.

Die Woche der Erinnerung hält viele Angebote für den Dialog bereit. Ob Konzerte, Ausstellungen, Seminare, Schülerdiskussionen, die Palette ist sehr vielfältig. Besondere Höhepunkte stellen die Unterzeichnung der Gemeinsamen Willenserklärung der Hansestadt Rostock mit der Jüdischen Gemeinde und die Verleihung der Ehrendoktorwürde an unseren Ehrenbürger Dr. Yaakov Zur am 8. November dar.

Ich wünsche mir, daß die Veranstaltungen dieser Woche eine starke Resonanz bei den Rostockerinnen und Rostockern erfahren. Ich hoffe, daß Erinnerung und Dialog die Säulen unserer demokratischen und toleranten Gesellschaft bilden.

Rostocker Universität verleiht Dr. Yaakov Zur die Ehrendoktorwürde

Historische Wahrhaftigkeit, humanitärer Geist, persönliches Engagement

Am Sonntag, dem 8. November 1998, wird die Philosophische Fakultät der Universität Rostock die Würde eines "doctor philosophiae honoris causa" an Herrn Dr. Yaakov Zur, Ehrenbürger der Hansestadt Rostock und Vorstandsmitglied der Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur in Rostock/Max-Samuel-Haus, verleihen.

Diese Entscheidung der Rostocker Universität ist in mehrerer Hinsicht ungewöhnlich und - ich wage es, in meiner Formulierung so weit zu gehen - für die Bundesrepublik Deutschland Zeichen setzend.

Geehrt wird "ein wissenschaftliches, pädagogisches und politisches Lebenswerk". In diesen drei Begriffen ist ein - bisheriges - Leben zusammengefaßt, das so vielschichtig, so voller Tiefen und Höhen, so reich an Erlebtem und Gestaltetem ist wie nur wenige Biographien.

Der heute Geehrte erblickte 1924 als Alfred Zuckermann in Rostock das Licht der Welt. Der Vater war Kaufmann. Das Leben der Familie Zuckermann prägte tiefempfundene Religiosität jüdischer Neoorthodoxie und zugleich umfassende Weltzugewandtheit. Die Mutter erhoffte sich, den ältesten Sohn einmal als Doktor der Medizin zu erleben. Der kindliche Sohn selber träumte - in einer Hafenstadt naheliegend - von einem abenteuerreichen Leben als Seemann. Aber bereits für den knapp 9jährigen endeten 1933 alle diese - eigenen wie mütterlichen - Wunschträume. Als jüdisches Kind gehörte er nun zu den Deklassierten, Verfemten, Entrechteten. "Eine Kindheit, die keine war...", diesen Satz

von Yaakov Zur habe ich in den dreizehn Jahren, die wir uns kennen, oft gehört und erst von Gespräch zu Gespräch schrittweise erfassen können. Diesem jüdischen Kind sollten nicht nur die Türen der Universität, der Schule, des seiner Intelligenz und Begabung entsprechenden Berufes verschlossen bleiben; diesem jüdischen Kind sollte das Recht auf ein menschenwürdiges Leben, auf sein Leben überhaupt, verwehrt werden. Der jüngeren Schwester und der Mutter nahmen Deutsche das Leben, brachten sie in den Gaskammern von Auschwitz um.

Der knapp 15jährige Alfred konnte diesem universell gedachten Genozid durch die Flucht aus dem deutschen Herrschaftsbereich entkommen. "Ich ging heim nach Erez Israel", auch diesen Satz habe ich von Yaakov oft gehört. Fern von der in Deutschland zurückgebliebenen Mutter und Schwester, fern vom in England internierten Vater begann für den Jungen aus Norddeutschland ein neues Leben. Die ersten Stationen waren: landwirtschaftliche Ausbildung, Betreuung überlebender Kinder aus Konzentrationslagern, Arbeit beim Aufbau eines religiösen Kibbuz. Ein "stolzer Israel-Bürger" wuchs heran, ein Mann, der dem wahnhaft-deutschen Hetzbild vom "jüdischen Untermenschen" den neuen selbstbewußten Juden entgegenstellte und der als Lehrer und Schuldirektor Generationen von jungen selbstbewußten Jüdinnen und Juden erzog.

Erst spät, in einer Lebenskrise, wurde der Pädagoge zum Wissenschaftler. Den Verlust des eigenen Sohnes, der zu den Opfern arabi-

schen Terrors zählt, überhaupt zu überstehen, arbeitete Yaakov Zur an seiner Dissertation. Als Historiker setzte er sich seitdem mit der Geschichte der jüdischen Neoorthodoxie in Deutschland, dem orthodoxen Rabbinat, dem Verhältnis von Orthodoxie und Zionismus, der Geschichte der jüdischen Jugendbewegung in der NS-Zeit auseinander. Seine Schriften kreisen immer wieder um die Themen Deutschland - Orthodoxie - Zionismus. Viele dieser Schriften sind ins Englische übersetzt, in deutscher Sprache ist kaum ein Aufsatz nachlesbar. Der Historiker Yaakov Zur wird von einem Credo angetrieben, das in den Hörsälen Historischer Institute deutscher Universitäten an den Wänden hängen sollte: "Wer die jüdische Geschichte verstehen will, muß die deutsche Geschichte kennen - wer die deutsche Geschichte verstehen will, muß die jüdische Geschichte kennen!"

Der christlich-jüdische Dialog führte Yaakov Zur auch wieder nach Deutschland. Auf einer Tagung in der Bundesrepublik erfuhr er 1986 von den Veröffentlichungen eines jungen Rostocker Historikers - des Autors dieses Beitrags - über die Geschichte der Rostocker Juden, erfuhr auch erstmalig Näheres über die Deportation von Mutter und Schwester... Daraus entstand eine neue Lebensaufgabe für Yaakov Zur: der Dialog mit den Menschen in seiner mecklenburgischen Nicht-mehr-Heimat. Diese Nicht-mehr-Heimat gehörte zur DDR. Als einer der wenigen Israelis reiste er im August 1987 erstmalig in diesen "weißen Fleck" auf der Landkarte ein. Er betrat ein Land, das sich einerseits selbst den antifaschistischen deutschen Staat nannte, das andererseits den von den Überlebenden des deutschen Völkermordes gegründeten israelischen Staat als "imperialistischen Aggressor" abstempelte und den Zionismus mit dem Rassismus gleichsetzte. Fünf Reisen führten den nunmehr 65jährigen zwischen 1987 und 1990 in die DDR, in die Geburtsstadt Rostock, nach Schwerin, Wismar, Berlin... Als erster DDR-Oberbürgermeister lud Rostocks OB Dr. Henning Schleiff den

orthodox-religiösen Historiker offiziell zum Besuch seiner Geburtsstadt ein, gab einen Dokumentarfilm über Yaakov Zur in Auftrag.

Ihm öffneten sich zunächst die Türen der Kirchen, dann schrittweise, teilweise widerstrebend, die Türen zu Hörsälen (nicht die der Historiker der Rostocker Universität) und Schulen, zu Betrieben und Kulturinstitutionen. In mehr als 150 Vorträgen, Seminaren und Gesprächsrunden sprach er vor mehr als 10.000 DDR-Bürgern: über den religiösen Kibbuz, über die NS-Judenverfolgung, den bundesdeutschen Historikerstreit, die jüdischen Antworten auf die Moderne... Ein sehr sensibler Dialog entstand. Im Gespräch mit Partei- und Staatsverantwortlichen mahnte er eine Änderung der Israel-Politik an, kritisierte die Einengung des NS-Genozids auf den kommunistischen Widerstand. Im Gespräch mit Schülern, Studenten, Menschen ganz unterschiedlichen Alters und Berufes, sensibilisierte er für historische Wahrhaftigkeit, für die politische Verantwortlichkeit des Einzelnen - wurde so zum Beobachter, aber auch zum Wegbegleiter der "Wende".

Nach der "Wende" entstand so schnell ein Netz von Verbindungen zwischen Mecklenburg-Vorpommern und Israel, ein Netz, in dem vielfach Yaakov Zur Kontakte schuf, Fäden knüpfte, beratend und erklärend vermittelte. In seinem Wohnzimmer im idyllischen Kibbuz Ein Hanatziv im Jordantal suchten bald ganz gegensätzliche Repräsentanten das Gespräch mit ihm: Gregor Gysi, der mecklenburgische Landesbischof, Jugendgruppen, Kommunalpolitiker. Die Visite des mecklenburgischen Ministerpräsidenten scheiterte am Schabbat. Die Kultusministerin bat um Unterstützung bei der Knüpfung von Kontakten zur Bar Ilan-Universität.

Bei seinen - inzwischen als Normalität empfundenen - Besuchen in Rostock unterstützte und förderte er die Schaffung und Entwicklung des Max-Samuel-Hauses, trat in schwierigen Situationen als energischer Verfechter dieser Idee einer politisch wie religiös

unabhängigen Begegnungsstätte als Ort der Forschung, des Dialogs, des Verstehen- und Lernen-Wollens, der Toleranz ein. Trotz einer prinzipiellen Ablehnung der Immigration von Juden nach Deutschland begleitete er den vielfach schweren Weg der Entwicklung einer neuen jüdischen Gemeinde, nahm am ersten Schabbat der Gemeinde, der ersten Brit Mila (Beschneidung) teil, forderte Sensibilität für die sich in einer fremden Umwelt entwickelnde jüdische Gemeinschaft ein.

1993 trug die Hansestadt Rostock ihm, dem 1939 als Verfeimtem aus der Stadt Geflohenen, die Ehrenbürgerschaft seiner Geburtsstadt an. Nach langem Zögern nahm er die Ehrung an, auch als Ehrung derer, die nicht den Deportationen entkommen konnten.

Jetzt, 1998, am Vorabend jenes 9. November, für den auf ewig der Zusatz "Reichspogromnacht" im historischen Kalender vermerkt bleiben wird, wird Yaakov Zur das Diplom eines "Dr.h.c." der Rostocker Universität als erster Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät nach der "Wende" in Empfang nehmen. Im Auditorium werden seine Frau Esther, seine Brüder Efraim und Eliezer mit ihren Frauen, seine Enkelin Meytal, seine Großnichte Tehilla sitzen - stellvertretend für alle über 70 Mitglieder der Familien der drei Brüder Zuckermann.

Ungewöhnlich ist vieles an dieser Ehrung: das Datum; die Gestaltung des Akademischen Festaktes als gemeinsame Veranstaltung der Hansestadt Rostock, der Universität Rostock und des Max-Samuel-Hauses zum Gedenken an die Reichspogromnacht; die Anwesenheit von 34 Angehörigen ehemaliger jüdischer Familien Mecklenburgs als Ehren Gäste. Nicht gewöhnlich ist auch der Geehrte, der für viele in Israel als der Inbegriff für jüdisch-religiöse Toleranz steht, der durch diese Toleranz in Deutschland für viele zum Inbegriff einer möglichen Verständigung wurde, einer Verständigung, die zukunftsorientiert ist, aber nur durch die Kenntnis der Vergangenheit möglich wird.

Im Ehrendoktor-Diplom wird stehen: "Die Philosophische Fakultät zollt damit nicht nur dem Wissenschaftler Respekt, der die gewaltsam abgebrochenen und ausgelöschten wesentlichen Traditionen der deutschen Geistes-, Kultur und Religionsgeschichte erforscht, sondern auch dem Menschen, der Bildungsarbeit aus humanitärem Geist heraus betreibt."

Ich zolle der Universität Rostock Respekt, die in einer Zeit, zu der auch ein Anwachsen nationalistischen, ausländerfeindlichen, antisemitischen Denkens und Handelns gehört, Zeichen setzt mit dieser - eine Anregung des Autors aufgreifenden - Ehrenpromotion.

Ich verbinde diesen Respekt mit der Hoffnung, daß die Historiker der Universität Rostock Bemühungen unterstützen werden, das wissenschaftliche Werk Dr. Yaakov Zur dem deutschen Publikum zu erschließen. Das wäre ein Beitrag zur tieferen Kenntnis jüdischer Geistes-, Kultur- und Religionsgeschichte, ein Beitrag zum Verstehen unserer eigenen deutschen Geschichte.

Dem zu Ehrenden wünsche ich, daß das bisherige Lebenswerk vielfache Fortsetzungen findet. Diesen Wunsch formuliere ich wissend um die noch unmittelbar von Yaakov Zur vor der Reise nach Deutschland beendeten Korrekturen zu einem neuen Band mit Forschungsergebnissen. Ich hoffe auf die Fortsetzung der Gespräche, des Dialoges, auch mit den Generationen von Yaakov Zur mitgeprägter junger selbstbewußter Jüdinnen und Juden. Dieses hoffe ich in unserem eigenen Interesse, für unsere Offenheit gegenüber einer vielfältigen Welt, für unsere Fähigkeit, unsere eigene Umwelt offen und vielfältig zu gestalten.

Frank Schröder
Leiter des Max-Samuel-Hauses

Leonid Bogdan, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Rostock

Teil einer Kette von den Vorfahren in die Zukunft

Den 13. Oktober, den Tag des Einzugs der Thora-Rolle in das Gemeindezentrum, werteten Sie als geistige Geburt der Rostocker Jüdischen Gemeinde, die aber schon seit 1992 existiert. Handelt es sich damit um eine neue Stufe oder gar um den eigentlichen Anfang?

Lieber einmal sehen als siebenmal hören, heißt ein russisches Sprichwort. Natürlich hat die Gemeinde auch bisher gearbeitet und manches erreicht. Aber die Thora ist schon sehr wichtig für eine Gemeinde, sie nimmt in unserem Glauben eine zentrale Stelle ein.

Die sowjetischen Juden hatten ja meist keine Möglichkeit, ihr Judentum zu bewahren und zu pflegen. Meine Mutter war Atheistin, und ich habe erst mit 15/16 Jahren begonnen, mich mit der Geschichte, Kultur und Religion meines Volkes zu beschäftigen. Viele von uns wissen gar nichts von der Tradition. Das müssen wir jetzt wieder lernen. Und die Thora zum ersten Mal selbst zu berühren - das ist ein ganz besonderes, für mich unbeschreibliches Gefühl, das alle Erklärungen weit übertrifft.

Nun gibt es unter den ehemals sowjetischen Juden auch säkular orientierte Leute, die sich zwar für die Geschichte ihrer Vorfahren interessieren, aber nach ihrer atheistischen Erziehung oder Überzeugung die Religion kaum als inneren Glauben annehmen können oder wollen. Welchen Platz finden diese Menschen in der Gemeinde?

Natürlich bleibt das Gebet eine freiwillige Sache. Wir alle sind als Juden hierhergekommen, und für uns bleiben alle Juden, obwohl das nun manchmal ein Problem ist durch den Widerspruch zwischen der in der früheren Sowjetunion geltenden jüdischen Abstammung nach Vater o d e r Mutter und

dem jüdischen Gesetz, nach dem nur die Kinder einer jüdischen M u t t e r Juden sind.

In der Gemeinde wollen wir mit einem interessanten, vielfältigen, kulturreichen Leben, zum Beispiel in unserem Kulturzentrum Schamaim, möglichst alle ansprechen, auch diejenigen einbeziehen, die - bisher - nicht religiös leben. Zum Gemeindeleben gehört in besonderem Maße die Religion, aber sie soll allmählich einfließen, da wird keinerlei Druck ausgeübt. Das Ziel ist letztlich eine religiöse Gemeinde, das ist anders gar nicht denkbar. Aber das wird ein langer Prozeß sein, denn ständig kommen wieder neue Leute in unsere Gemeinde, für deren soziale Integration in Deutschland wir uns auch zuständig fühlen. Da ist es ganz ausgeschlossen zu sagen: Wer nicht betet, bekommt keine Hilfe.

Würden Sie eine Rangordnung sehen bei den sozialen, kulturellen und religiösen Aufgaben der Gemeinde?

Nein, ich möchte diese Aufgaben nicht voneinander getrennt sehen, das ist für mich eher eine Einheit, obwohl ich zwischen den Bereichen bestimmte Abgrenzungen erwarte: Versammlungen und Tanzabende im Gebetsraum könnte ich nicht akzeptieren, selbst wenn es das in manchen Synagogen geben soll.

Eine ganz wesentliche Seite unserer Arbeit ist die Sozialbetreuung, die Verbindung zum Wohnungsamt, zum Sozialamt, zum Arbeitsamt. Wir müssen unseren Leuten die Gesetze erklären, wir organisieren Sprachunterricht, denn die meisten kommen ohne Deutschkenntnisse hierher, wir begleiten sie zu Behörden und zum Arzt. Die umfangreiche Arbeit ist fast nicht zu schaffen für unsere zwei Sozialbetreuerinnen, denn die Mitgliederzahl ist inzwischen von 150 auf mehr als das Doppelte gestiegen. Die fast alle betreffende soziale Problematik ist wie die Unkenntnis der

jüdischen Traditionen und die mangelnde Sprachbeherrschung eine Besonderheit unserer Gemeinde, in der es ja keine deutschen Juden mehr gibt. Das hat sicher den Nachteil, daß es eine wünschenswerte Eingliederung in eine intakte Gemeinde nicht geben kann. Man hört aber, daß es in den „gemischten“ Gemeinden der alten Bundesländer Konflikte zwischen den „alten“ deutschen und „neuen“ osteuropäischen Gemeindegliedern gibt. Unsere Neugründung hat vielleicht den Vorteil, daß wir uns ganz auf die Bedürfnisse der Zuwanderer einstellen können und dabei für eine traditionelle jüdische Gemeinde auch ungewöhnliche Formen entwickeln können, die den speziellen Bedingungen entsprechen.

Bei der Integration in Rostock geht es nicht ohne die Hilfe der Hansestadt, der Bürgerschaft, der kommunalen Behörden. Die Anwesenheit des Oberbürgermeisters beim Thora-Freudensfest ist sicher ein deutliches Zeichen des Engagements für die Gemeinde. Welche Erwartungen haben Sie an die bevorstehende gemeinsame Erklärung?

Bisher hatten wir keine gravierenden Probleme mit der Stadt - im Gegenteil, sie hat uns sehr geholfen. Nicht alles ist gleich zu lösen, aber es gibt dort großes Verständnis für unsere Schwierigkeiten. Der Oberbürgermeister zeigt großes Interesse für uns. Wir haben auch im Max-Samuel-Haus immer Unterstützung gefunden.

Die gemeinsame Erklärung von Hansestadt und Jüdischer Gemeinde wird die gute Zusammenarbeit fortsetzen, und ich erhoffe mir Hilfe bei unseren nächsten Vorhaben. Wir planen zum Beispiel einen jüdischen Kindergarten, wir müssen die Sanierung unseres Gemeindehauses, das uns die Stadt zur Verfügung gestellt hat, in Angriff nehmen, und wir wollen eine Synagoge anbauen. Eine Arbeitsgruppe aus drei Vertretern der Stadt und drei Mitgliedern der Gemeinde wird über die nächsten Aufgaben und künftigen Pläne beraten.

Ganz gut vorangekommen sind wir schon mit unserem Theater, das sich durch jetzt bewilligte ABM-Stellen weiter entwickeln soll. Demnächst zeigen wir unsere „Stetl“-Aufführung auf der Atelier-Bühne des

Volkstheaters, und im Dezember soll dann die neue Inszenierung nach einem Text von Scholem Alejchem Premiere haben.

Wird der Gemeindevorsitzende darin wieder eine Rolle spielen?

Ja, ich spiele einen Geschäftsmann, der seine jüdischen Traditionen schon vergessen oder verdrängt hat, einen „neuen Juden“ in der Art der auch hier bekannten „neuen Russen“ etwa, also mit aktuellem Bezug auf die Gegenwart...

Welche Gedanken bewegen Sie im Zusammenhang mit dem 9. November, der deutschen „Reichspogromnacht“ des Jahres 1938?

Wie schon in den vergangenen Jahren gedenken wir an der Synagogen-Stele und auf dem Jüdischen Friedhof der Verfolgten und Ermordeten, darunter der Juden aus Rostock, deren Gemeinde unsere Vorgängerin war. Meine Überzeugung ist: Nicht die Deutschen haben die Juden umgebracht, sondern die Faschisten. Ich habe schon immer einen Unterschied gemacht zwischen Nazis und Deutschen.

Ich wollte bereits vor 20 Jahren nach Deutschland, egal ob in die BRD oder in die DDR, aber damals war das noch nicht möglich. Als ich dann vor vier Jahren aus Riga hierher nach Rostock kam, waren die Probleme viel größer, als ich sie mir vorgestellt hatte. Ich hatte geglaubt, nach zwei bis drei Monaten hätte ich die Umstellung geschafft. Statt dessen fühlte ich mich anfangs blind, taub und stumm: Ich konnte nichts lesen, nichts verstehen und mit keinem sprechen.

Aber ich habe hier nie antisemitische Angriffe erlebt. Ich glaube, daß ich in der Jüdischen Gemeinde Rostock mein Leben als Teil einer Kette von Juden leben kann, die von Jakobs Zeiten in die Zukunft reicht.

Und ich bin überzeugt, in Rostock wird es Perspektiven für uns geben. Mit dem Umzug von Bundestag und Regierung nach Berlin wird es hier vorwärts gehen, auch mit Arbeitsplätzen. Ich bin Optimist.

Ich war meines Deutschtums, meines Europäertums, meines Menschentums, meines zwanzigsten Jahrhunderts so sicher. Das Blut? Rassenhaß? Heute doch nicht, hier doch nicht - in der Mitte Europas! Auch Kriege waren gewiß nicht mehr zu erwarten, in der Mitte Europas nicht...Bis in den Juni 1914 hinein habe ich alles für Phantasie gehalten, was von der Möglichkeit einer Rückkehr zu mittelalterlichen Zuständen geschrieben wurde, und für mittelalterliche Zustände nahm ich alles, was nicht mit Frieden und Kultur zu vereinen war.

Victor Klemperer (LTI)

Hans Ludwig Levy, Mitglied des Stiftungsvorstandes des Max-Samuel-Hauses

Das vergißt man nie

Meine Vorfahren väterlicherseits waren seit Generationen in Mecklenburg ansässig, der Großvater stammte aus Bad Sülze. Mein Vater sprach viel plattdeutsch, er mochte - schon von Elternhaus her - besonders Fritz Reuter. Meine Eltern hatten ein kleines Textilwarengeschäft in Tessin bei Rostock, wo ich 1929 geboren wurde. Meine Mutter kam aus einer evangelischen, mein Vater aus einer jüdischen Familie. Den Nürnberger Gesetzen entsprechend lebten meine Eltern in „privilegierter Mischehe“, aber mein Vater war trotz des „Privilegs“, daß er keinen Stern zu tragen brauchte und nicht deportiert wurde, völlig rechtlos. Er durfte z.B. ungerufen bei keiner Behörde erscheinen, erhielt ab 1938 die Kennkarte mit dem J und mußte den zusätzlichen Namen Israel tragen.

Im Geschäft hatte er immer weniger Kunden, manche kamen nur im Schutze der Dunkelheit. Die antijüdischen Parolen hatten in Tessin ebenso ihre Wirkung wie in den umliegenden Dörfern, wo mein Vater, wie damals in allen kleinstädtischen Branchen üblich, mit einem Wandergewerbeschein seine Ware zum Verkauf anbot, zuerst mit Pferd und Wagen, dann mit dem Auto. Der kleine Laden konnte eine fünfköpfige Familie - 1932 wurde meine erste, 1938 meine zweite Schwester geboren - nicht ernähren. Die meisten Kunden waren Landarbeiter auf den Gütern, die Gutsbesitzer waren da weniger fanatisch als die Ortsbauernführer, die schon aufpaßten, daß die Bauern nicht beim Juden kauften. Als 1938 der Wandergewerbeschein für Juden ungültig wurde und mein Vater per Fahrrad unterwegs war, um die ausstehenden Schulden einzufor-

dern, hat es dann noch genug Leute gegeben, die einfach nicht mehr zahlten - man wußte genau, wie rechtlos solch ein Mann war. Diese Erfahrung hatte mein Vater bereits Anfang der 30er Jahre gemacht, als er zugunsten eines Tessiner Lebensmittelhändlers eine Wechselbürgschaft eingegangen war und dieser dann angesichts des erstarkenden Nationalsozialismus äußerte: *All kriegen ehr Geld, öwer de Jud nich!*

„Mischling“ und Christ

Meine Eltern waren beide religiös, aber in einem sehr liberalen Sinne, ohne Kompromiß hätte die Ehe kaum funktioniert. Sie übertrugen den Gedanken der Toleranz, der für ihre Beziehung selbstverständlich war, auf uns Kinder. Als Kleinkind war ich nicht getauft worden, aber als ich 1936 zur Schule kam, beschlossen meine Eltern, vor allem, um Gefahren abzuwenden, mich und meine erste Schwester evangelisch taufen zu lassen. Dem Gesetz nach waren wir Kinder „Mischling 1. Grades“.

Auf dem Weg zur Schule waren in Tessin, wo bei damals 2300 Einwohnern fast jeder jeden kannte, die Losungen angebracht: *Die Juden sind unser Unglück und Wer beim Juden kauft, ist ein Volksverräter*. Die Kinder riefen mir nach: *Jude!* oder *Judas!* Der Religionsunterricht ist mir in unangenehmer Erinnerung. Es blieb nicht aus, Juden zu erwähnen, aber bei welcher Geschichte auch immer: Jedes Mal wurde das Wort Jude negativ belegt. Und ich saß da mit rotem Kopf. Viel später habe

ich gedacht: Was wäre das für eine Hilfe gewesen, wenn nur ein Lehrer einmal gesagt hätte: *Jesus war ein Jude!* In dieser Hinsicht habe ich auch Kritik an der evangelischen Kirche, der ich über alle Zeiten bis heute angehöre. Die antisemitischen Wurzeln liegen zweifellos in der Religion, wie sie über Jahrhunderte interpretiert wurde. Ich kann es nicht begreifen, daß es in der Kirche die „Deutschen Christen“ an der Seite der Nazis gegeben hat. Als Versagen betrachte ich ebenso die Weigerung eines Rostocker Pastors, meine jüngere Schwester zu taufen.

Judenhaß und Anständigkeit in Tessin

Ich erinnere mich genau an den 10. November 1938. Es war ein dunkler Novembertag, ich hörte Leute rufen und poltern, sie schrien nach dem Vater: *Aufmachen!* Meine Mutter schloß den Laden auf, fünf oder sechs Leute stürmten herein, drei von ihnen kannte ich. Ich weiß nicht, ob sie sich Mut angetrunken hatten. Es war ein fürchterlicher Lärm, alles wurde völlig verwüstet, der hölzerne Ladentisch mit der Axt aufgespalten, die Regale heruntergerissen. Das vergißt man nie. Dann erschien ein Vertreter des Stadtrates, um meinen Vater in „Schutzhaft“ zu nehmen. Er kam im offiziellen Auftrag der Gestapo, und es war sicher nicht in deren Sinne, daß er meinen Vater höflich aufforderte, sich im Rathaus zu melden, ihn also als Bürger behandelte, anstatt ihn als Verbrecher abzuführen. Ähnlich anständig verhielt sich der Polizeibeamte, der meinen Vater am nächsten Tag absichtlich in Zivil nach Altstrelitz brachte, wo alle jüdischen Männer nach dem Pogrom gesammelt wurden.

In Altstrelitz trafen sich viele Verwandte und Bekannte, auch mein 73jähriger Großvater wurde eingeliefert. Nach drei Wochen wurde mein Vater entlassen - damals wurde die Teilnahme von Juden am 1. Weltkrieg noch positiv gewertet.

Einer der Täter des Tessiner Pogroms kam nach der NS-Zeit vor Gericht, drei andere waren für ihren Führer gefallen. Mein Vater war damals mit dem Verlauf der Verhandlung nicht zufrieden, die Sache ist dann wohl im Sande verlaufen, vielleicht hatte der Mann seine Gesinnung geändert...

Neuer Anfang und Unglück in Rostock

Unsere Verwandten hatten Tessin 1937/38 bereits verlassen, um in den weit anonymen Großstädten zu leben. Der Druck auf unsere Familie wuchs, und wir hatten ja ohnehin in Tessin kein Auskommen mehr. Wir zogen nach Rostock, wo wir zunächst in der Großen Mönchenstraße wohnten. Wir hatten zwei kleine Zimmer in einem jüdischen Haus bei dem Ehepaar Karliner, dessen Kinder nach Palästina ausgewandert waren. Der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, Herr Bernhard, hat uns dann die Wohnung des früheren, nach Polen ausgewiesenen Synagogendieners Glücksmann zugewiesen. Diese befand sich im Vorderhaus der Augustenstraße 101. Dahinter standen im Garten noch die Außenmauern der zerstörten Synagoge, die verkohlten Balken hingen herunter...

Da es Arbeit für Juden hauptsächlich nur im Tief- und Straßenbau gab, arbeitete mein Vater ab Februar 1939 bei dem Bauunternehmer Duwe. Es war gerade diese Firma, die nun den Auftrag zum Abriss der Synagogenruine bekam. Duwe entschied: *Levy und Schlomann müssen da nicht mitmachen.* Schlomann war ebenfalls Jude. Den jüdischen Arbeitern nicht zuzumuten, ihre Synagoge zu Schotter zu verarbeiten - das hat mein Vater seinem Chef, der eigentlich nicht als zartfühlender Mensch erschien, hoch angerechnet.

Weil es im Winter auf dem Bau keine Arbeit gab, trug mein Vater beim Gaswerk Koks aus - eine sehr schwere Arbeit. Dabei hatte er 1940 einen Unfall, den er fast nicht überlebt hätte. Nur weil es ein Arbeitsunfall war, wurde er in eine öffentliche Rostocker Klinik aufgenommen, sonst hätte ihm das nicht zugestanden. Es blieben schwere Schäden zurück, so daß er eine Sondergenehmigung zur Innenarbeit bekam. Er hat dann in der Papiergroßhandlung Rix & Iwersen Mühlenstraße/Ecke Grubenstraße angefangen.

Trennung und Tod

Auch in Rostock wurden die Juden zur Auswanderung aufgefordert. Eine Schulfreundin meiner Mutter, die nun in den USA lebte, übernahm die nötige Bürgerschaft für meine Eltern und die jüngste Schwester. Sie reichten

alle geforderten Papiere ein, aber die Bearbeitung im Konsulat dauerte an. Für uns größere Kinder mußte ein anderer Weg gefunden werden, um ins Ausland zu kommen.

Für meine Schwester ergab sich eine Möglichkeit für einen Kindertransport nach England. Meine Mutter ist nie darüber hinweggekommen, daß sie ihr siebeneinhalbjähriges Kind im Sommer 1939 in Hamburg abliefern mußte. Und wir haben nie wieder inneren Kontakt zu dieser Schwester bekommen. Es gab nur ein Wiedersehen 1957 in Hamburg, aber sie hatte inzwischen die deutsche Sprache verlernt, meine Mutter konnte kein Englisch... Die Schwester ist in England geblieben, hat dort geheiratet und ist mit 43 Jahren gestorben.

Für mich war ebenfalls die Auswanderung nach England geplant, aber da kam am 1. September 1939 schon der Krieg.

Viele unserer Verwandten sind emigriert - in viele Länder Europas und nach Übersee, nach Südafrika, China, Palästina. Unsere große Familie wurde in alle Winde zerstreut. Eine Schwester meines Vaters feiert im April 1999 in Südafrika ihren 104. Geburtstag. Ich war mit meiner Frau schon mehrmals dort - ihre größte Freude ist es, wenn ich ihr plattdeutsch vorlese, am liebsten Reuter.

Viele Verwandte und Freunde aus Deutschland und den von Deutschland besetzten europäischen Ländern wurden 1942 deportiert. Neunzehn Verwandte aus dem engeren Familienkreis wurden zu Tode gebracht, darunter meine 72jährige Großmutter, die im KZ Theresienstadt umkam, der Bruder und zwei Schwestern meines Vaters mit ihren Männern.

Auch wir haben in Rostock nur knapp überlebt. Bei dem großen Bombenangriff am 11. April 1944, in dem die Steintorvorstadt zerstört wurde, schlug eine Bombe in das Vorderhaus ein. Weil es keinen Keller hatte, verbrachten wir den Bombenangriff in einem kleinen Splittergraben im Garten, wo die Synagoge gestanden hatte. Ein mit uns Schutzsuchendes Ehepaar wurde getötet, wie ein Wunder überlebten nur wir vier. Wir sind nach dem Krieg in Rostock geblieben, meine jüngste Schwester lebt ebenfalls noch heute hier.

Schule und Lernverbot

Ich ging in die Rostocker Augustenschule und hatte nach vier Jahren an die Knabenmittelschule gewechselt. Das wäre fast am Geld - 7,50 Mark pro Monat - gescheitert, aber es halfen Verwandte, die monatliche Beträge von ihrem Sperrkonto abheben durften. Trotz entsprechender Leistungen bekam ich die dafür zugesprochene Ermäßigung nicht - eine Erklärung brauchte in meinem Falle nicht gegeben zu werden.

Bewußt hatte ich persönliche Diskriminierung zum ersten Mal empfunden, als ich mich mit Tessiner Schulkameraden im Turnverein anmeldete und ich als einziger weggeschickt wurde. In der Rostocker Schule war ich nicht tragbar für den Telefondienst, den die größeren Schüler wegen des Luftalarms übertragen bekamen. Jetzt sollte ich sogar die Schule verlassen, weil ein Gesetz jüdischen Mischlingen nur acht Schuljahre zubilligte. Ich ging gern zur Schule, hatte keine großen Probleme mit Lehrern und Schulkameraden, bei denen ich zum Teil sogar zu Hause kommen durfte, was gar nicht selbstverständlich war. Ich habe als Kind schon sehr früh gelernt zu unterscheiden, welche Leute Hitler bedingungslos folgten und wer es gut oder wenigstens nicht böse mit uns meinte.

Meine Mutter schrieb an den NSDAP-Gauleiter Hildebrandt, um eine Ausnahmegenehmigung für meinen Schulbesuch zu erwirken. Aber vergebens, ich mußte von der Schule abgehen ohne ein Abschlußzeugnis der Volks- oder der Mittelschule. Der Schuldirektor äußerte in seiner Stellungnahme, ich sei „ein Bazillus an der Schule“. Ein Sprachkurs an der Volksbildungsstätte wurde mir von NSDAP-Kreisleiter Dettmann verboten.

Von jenem Direktor - in neuer Funktion - erhielt ich dann nach Kriegsende 1945 ein Schreiben, das mich zum Ernteeinsatz der Jugend aufforderte. Meinen Antrag auf Freistellung, mit einem entsprechenden Hinweis auf sein Verhalten ein Jahr zuvor versehen, beantwortete er mit einer überschwenglichen Zusage. Rachegeanken gegenüber solchen Leute hatte ich nicht, ich habe niemanden denunziert. Was man uns angetan hatte, war ohnehin nicht wieder gutzumachen.

Hoffnung und Resignation und wieder Hoffnung

Da ich ohne Anspruch auf Aus- und Weiterbildung war, habe ich durch die Vermittlung von Dr. Leo Glaser in der Chemischen Fabrik und Arzneimittelgroßhandlung Friedrich Witte als Hilfsarbeiter angefangen. In dieser Firma wurde ich von Anfang an gut behandelt. Der Firmeninhaber Dr. Witte hatte sich bei den Nazis vergebens um eine Lehrstelle für mich bemüht. Nach dem Krieg übernahm er mich als Lehrling und rechnete mir das bisherige Jahr als Lehrzeit an. Ich habe dann weiter in diesem Betrieb gearbeitet, aber nach der Verstaatlichung 1952 hat es mir dort nicht mehr gefallen. Die Enteignung habe ich als neues Unrecht empfunden, denn die Familie Witte war demokratisch eingestellt, hatte sich gegen den Antisemitismus gewandt, hätte sich ganz bestimmt eingebracht in den Neuaufbau. Aber da wurde kaum differenziert.

Ich bin dann in die Firma meines Vaters gegangen, der den Papier- und Spielwarengroßhandel, wo er die letzten Jahre gearbeitet hatte, seit 1945 leitete. Zwölf Jahre haben wir dort gemeinsam gearbeitet, nach dem Tod des Vaters 1965 übernahm ich selbst die Leitung. Die Firma, die Mitinhaber im Westen hatte, wurde 1970 aufgelöst.

Wir waren natürlich dankbar, daß wir den 1. Mai 1945, den Tag der Rostocker Befreiung, lebend erreicht hatten. Mein Vater, sein ganzes Leben parteilos, war ein Kaufmann der alten Schule, die neuen Maßnahmen waren ihm fremd. Dennoch interessierte er sich für die neuen Gedanken, kam aber zu dem Ergebnis: *Räken koenen de Kommunisten nich.*

Vielleicht war es auch so, daß nach der überstandenen Todesgefahr die Kräfte aufgebraucht waren. Ich hätte wohl nach dem Krieg größere Erwartungen an meine Eltern gehabt. Auch meine so tatkräftige, trotz aller Ängste couragierte Mutter, die den Vater überlebte und 86 Jahre geworden ist, war ermattet. Die durch dasselbe Schicksal bestimmte Notgemeinschaft der Juden löste sich nach dem Krieg durch das unterschiedliche Engagement in der neuen Gesellschaft zunehmend auf.

Eine Unterscheidung zwischen rassischer und - höher bewerteter - politischer Verfolgung zeichnete sich schon früh ab. Meinem Vater

wurde vorgeworfen, er habe eine kleine Vulkanisierarbeit angeblich an einen alten Nazi statt an einen Nazigegner vergeben. Der den Auftrag nicht erhalten hatte, verleumdete aus Ärger meinen Vater und sagte ihm staatsfeindliche Äußerungen nach. Ohne Anhörung verlor mein Vater daraufhin die Anerkennung als Opfer des Faschismus. Er hat gegen diese Entscheidung gekämpft, das war eine Frage der Ehre und auch eine soziale Frage. Die Sache wurde korrigiert, aber wir haben dann doch Abstand genommen von vielen Dingen. Der Weg in den Westen war aber niemals ein Thema - ein wesentlicher Grund waren die alten Nazis in hohen Stellungen. Zum Fall Globke hat sich mein Vater sogar öffentlich geäußert.

Bis zu seinem Tod gehörte er der Jüdischen Landesgemeinde an, fuhr zu den Hohen Feiertagen nach Schwerin. Er ist nach jüdischem Brauch beerdigt worden, wie er es gewünscht hatte. Er wußte um seine Wurzeln und nahm sie ernst, aber er war keineswegs orthodox. Die schon von seinen Vorfahren übernommene Assimilation ging so weit, daß er sich nie vorstellen konnte, daß es einmal anders kommen sollte.

Ich bin der jüdischen Geschichte später durch die Literatur nähergekommen, in den letzten Jahren auch durch das Max-Samuel-Haus, durch Reisen nach Israel. Mein Sohn hat Dokumente der Familie Levy zusammengetragen, und ich freue mich, daß mein Enkel, der Sohn meiner Tochter, sich für diese Geschichte zu interessieren begonnen hat.

Nach mündlichem Bericht aufgezeichnet
von Christine Gundlach

Local-Nachrichten

Die Einweihung

der israelitischen Synagoge zu Rostock.

Der gestrige Sonntag gestaltete sich für die hiesige israelitische Gemeinde zu einem Freudentage, indem sie an ihm die feierliche Einweihung ihres neuen Gotteshauses vollzog. Der Wunsch nach einem würdigen Gotteshaus ist von den Mitgliedern der Rostocker israelitischen Gemeinde stets um so mehr als ein brennender empfunden worden, als die Räume, welche bisher der religiösen Erbauung dienten, sich als unzulänglich und unbefriedigend erwiesen. Groß war daher die Freude, als ein angesehenes Mitglied der Gemeinde, der im Jahre 1897 verstorbene Kaufmann Meyer Gimpel ein Capital von ca. 80 000 Mk. der Gemeinde zur Errichtung eines Synagogenneubaus testamentarisch überwies. Nach eingehender Prüfung wurde das Augustenstraße Nr. 101 belegene Haus- und Gartengrundstück als bestgeeignet befunden und nach bewirktem Ankauf desselben mit den Vorarbeiten zum Bau begonnen. Die Opferwilligkeit der Gemeinde förderte das rüstige Fortschreiten des Unternehmens, welches nunmehr seinen Abschluß gefunden hat.

Rostocker Zeitung, 15. September 1902

Am 14. September 1902 erlebten die Rostocker Juden, 32 Jahre nach der Gründung ihrer Gemeinde, den großen Tag der feierlichen Weihe des neuesten und größten jüdischen Gotteshauses in Mecklenburg. Nicht nur die Rostocker Juden nahmen an dem bedeutenden Ereignis teil. Außer Landesrabbiner Dr. Fabian Feilchenfeld aus Schwerin waren zahlreiche auswärtige Glaubensbrüder nach Rostock gekommen, und unter den Ehrengästen befanden sich zahlreiche Mitglieder des Rostocker Rates.

Die 350 Menschen Platz bietende Synagoge stand im Garten der Augustenstraße 101. Ihre romanische Stilelemente nachempfindende, mit einem kleinen Türmchen und mit Glasursteinen versehene Vorderfront zeigte zur Straßenseite. Das Innere war schlicht, aber eindrucksvoll gestaltet, die Wände zierten hebräische Inschriften.

Barbarei in Mecklenburg

Das Attentat eines jungen Juden am 7. November 1938 auf einen deutschen Diplomaten in Paris nutzte die faschistische Führung umgehend zur Entfesselung eines blutigen Pogroms im gesamten Deutschen Reich. Von München aus befahl Hitler am 9. November den Pogrom, ging der Befehl zum Terror telefonisch über die SA-Führer der Gaue in die Städte und Gemeinden. Noch in der gleichen Nacht begannen reichsweit Banden von SA und SS ihr Zerstörungswerk. Ziel des Pogroms war die Steigerung physischen und psychischen Druckes, gerichtet auf eine forcierte Vertreibung der Juden, der Abschluß des wirtschaftlichen Generalangriffes und die Ausnutzung für die psychologische Kriegsvorbereitung.

Am frühen Morgen des 10. November, eines Donnerstags, brannte die Rostocker Synagoge in der Augustenstraße 101. Das relativ freistehende Haus, vor 36 Jahren als größter Synagoge Mecklenburgs errichtet, brannte vollständig nieder. Als letzte Zuflucht der verfolgten Juden, als öffentliches Zeichen ihrer Anwesenheit mußte das religiöse und kulturelle Zentrum nach faschistischem Plan in den Flammen des barbarischen Pogroms untergehen.

Der Synagogenbrand war Auftakt zum organisierten Terror. SS- und SA-Trupps drangen in Häuser und Wohnungen, in Geschäfte und die beiden Anwaltsbüros jüdischer Bürger ein.

Carmelita Josephy, die nichtjüdische Ehefrau des Rechtsanwalts Dr. Richard Josephy, schilderte 1949 das furchtbare Geschehen:

„Morgens gegen 10 Uhr drangen ca. 50 SS-Burschen, die per Lastauto an unser Haus, Graf-Schack-Straße 8, gebracht wurden, bei uns ein. Ich wurde in die Ecke der Toilette gestellt, von einem SS-Mann bewacht, der mich - betrunken wie er war - verhöhnte, daß ich die Frau eines Juden war. Das Demolieren begann, und ich mußte mit anhören, wie alles krachte. Die Männer waren in Haft genommen, so daß wir Frauen allein diesen Unholden ausgeliefert waren. Im Büro meines Mannes flogen die Schreibmaschinen sowie die Akten durchs Fenster. Die Möbel wurden zerhauen oder angesägt. Alles, was durchs Fenster flog, durfte ich nicht wiederholen, da bis zur Nacht Wache aufgestellt war und die Passanten fast alles stahlen, was draußen lag. Im Salon flogen die schweren Sessel durch das große Blumenfenster. Perserteppiche wurden eingeschnitten, sämtliche Gardinen und Vorhänge heruntergerissen, alle Beleuchtungskörper in den Wohnräumen mit Zangen und Stangen verbogen, wertvolle Bronzen zerhauen oder durch die Fenster geworfen, Gemälde zerstoßen, Betten und Plumeaus wurden aufgeschnitten, ein großer Teil der Bibliothek meines Mannes - wissenschaftliche Werke, Klassiker, Erzählungen, Märchenbücher - alles wurde ein Raub dieser Menschen.

Nach der ersten Etage kamen nur wenige, da mein kleines Töchterchen Dorothea, seinerzeit noch keine drei Jahre, fiebernd im Bett lag und ich mich schreiend vor diese Bande stellte. Mein Sohn Albrecht, der das Gymnasium besuchte, sollte auf Anstiftung eines Lehrers gelyncht werden, nur mit knapper Not entkam er zur Großmutter.

Nach dieser Aktion kamen höhere Parteileute in Uniform und besichtigten unsere Villa. Es war 'gute Arbeit' geleistet, und es brauchte zum zweiten Mal kein neuer Trupp kommen, wie sonst beabsichtigt war. Für das Abräumen

der Trümmer draußen sowie das Wiedereinsetzen der Fenster mußten wir Frauen während der Abwesenheit unserer Männer im Zuchthaus selber sorgen. Am nächsten Tag kam der Polizeipräsident Sommer mit Gefolge in unser Haus und fand das 'Werk' seiner 'Getreuen' nach seinem Sinne vollbracht, so daß bei uns nichts weiter zu machen war...“

An ihr Erleben des 10. November erinnert sich die Rostockerin Siegrid Papat, die 1985 berichtete:

„Hanni Fischel war meine Schulfreundin, ich sehe sie noch heute vor mir, sie war ein hübsches Mädchen mit dunklen Locken. Wir waren in einer Klasse der Volksschule am Katharinenstift. An dem Tag im November kamen Hanni und ich (wir waren neun Jahre alt) aus der Schule. Als Hanni in ihre Wohnung in die Große Mönchenstraße 34 wollte, sahen wir, wie aus der obersten Etage - der Fischelschen Wohnung - ein Klavier aus dem Fenster gestürzt wurde. Hanni lief in das Haus, und ich lief völlig verstört zu meinen Eltern.

Am Nachmittag habe ich dann noch erlebt, daß die Scheibe vom Schuhgeschäft Fischel, Schmiedestraße 12/13, zertrümmert war, die Schuhe von der Bevölkerung aus den Regalen und Kästen gerissen wurden, und jeder nahm sich Schuhe mit. Am nächsten Tag kam Hanni nicht mehr zur Schule, ich habe sie nie wieder gesehen.“

Diese Schilderungen sind exemplarisch: Möbel zerstört, Betten aufgeschlitzt, Schaufensterscheiben zerschlagen, Waren auf die Straße geworfen - so sahen fast alle Geschäfte und Wohnungen der Rostocker Juden aus: bei Schaja Kösten in der Kistenmacherstraße 4, bei Dr. Robert Ahrens in der Bismarckstraße 7 (heute Gerhart-Hauptmann-Straße), bei Erich und Charlotte Rosenthal im Glockengießerhof 1, bei Samuels am Schillerplatz 10, bei Paula Bloch in der Horst-Wessel-Straße 16 (heute Patriotischer Weg) und in ihrem Uhrengeschäft Doberaner Straße 1a...

Auch in der Wohnung des Arztes Hans Lindenberg am Schröderplatz 1a erschien ein SA-Trupp. Die SA-Männer zerstörten zwar nicht die Wohnungseinrichtung - anscheinend aus Angst vor der großen Popularität des stadtbekanntes „Armenarztes“ -, forderten aber die Herausgabe der Armenkasse der Jüdischen Gemeinde. Die mutige Weigerung der tapferen Edith Lindenberg veranlaßte die Faschisten zum Rückzug.

Mehr als 20.000 Menschen verschleppten Gestapo und Sicherheitsdienst der SS am 9./10. November in die Konzentrationslager und Zuchthäuser. In Rostock verhaftete die Gestapo am 10. November 64 Juden, mit ganz wenigen Ausnahmen alle erwachsenen Männer.

Einer von ihnen, Kurt Gramm, schildert:

„Ich arbeitete 1938 als Verkäufer im Schuhgeschäft Fischel. Der Inhaber und ich wurden aus dem Laden heraus verhaftet. Die Schutzpolizei führte uns in das Polizeigefängnis am Neuen Markt. Auf dem Markt hatte sich eine johlende, mit Knüppeln bewaffnete Menge angesammelt. Unter ihren Rufen 'Schlagt sie tot' mußten wir in Busse steigen, die uns nach Altstrelitz ins Landeszuchthaus brachten“.

Wie Kurt Gramm und seinen Chef Abraham Fischel verschleppten die Faschisten Dr. Leo Glaser, Arnold und Paul Bernhard, Heinz Zuckermann, Dr. Heinrich Strauß, Hans-Hermann Bragenheim, Dr. Max Lichenheim, Dr. Richard Josephy, Martin Wolff...

Neben den vielen unrühmlichen Beispielen von Gleichgültigkeit und offenem Haß bewiesen einige wenige Bürger Mut und Verantwortungsbewußtsein, zeigten Solidarität mit den Verfolgten. Am frühen Morgen des 10. November warnte ein ehemaliger Nachbar Hugo Renner vor der drohenden Verhaftung. Der Arbeiter Wilhelm Harder, ein altes SPD-Mitglied, hatte miterlebt, wie ein Wagen mit Nazis in der Klosterbachstraße 1 vorfuhr und vergeblich die Wohnung der Renners suchte,

die Gestapo verfügte anscheinend noch über die alte Adresse Hugo Renners. Hiervon unternichtet, fuhr Hugo Renner umgehend nach Hamburg. Als die Gestapo in der Jahnstraße eintraf, verhaftete sie statt seiner die beiden minderjährigen Söhne. Als er einige Tage später aus Hamburg zurückkam, wurde auch Hugo Renner auf dem Bahnsteig festgenommen und nach Altstrelitz verschleppt.

In der Landespolizei-Strafanstalt Altstrelitz befanden sich hauptsächlich Landstreicher und Prostituierte. Hierher wurden alle verhafteten mecklenburgischen Juden gebracht. Die Häftlinge mußten Zwangsarbeit im Moor verrichten. Den Terror der Konzentrationslager brauchten sie nicht zu erleiden: entmenschte Aufseher, physische Torturen, unvorstellbare Daseinsbedingungen. Die Haft war für die jüdischen Männer unterschiedlich lang, die Angehörigen bemühten sich vielfach um die Freilassung. Paul Bernhards Frau bat den Vorsitzenden der Anwaltskammer um Hilfe, Hugo Renners Frau schrieb an den faschistischen Reichsstatthalter. Paul Bernhard und Dr. Leo Glaser entließ man nach wenigen Tagen. Am 5. Dezember konnte Dr. Heinrich Strauß nach Rostock zurückkehren, kurz vor Weihnachten Martin Wolff und Hugo Renner. Sie alle waren mit nichtjüdischen Frauen verheiratete ehemalige Frontkämpfer. Ein großer Teil der Inhaftierten kam jedoch erst nach vielen Monaten aus Altstrelitz frei. Nur mit der Bereitschaftserklärung zur Auswanderung konnte man die umgehende Freilassung erreichen, wie im Falle des ehemaligen Rechtsanwalts Dr. Max Lichenheim. Der 37jährige konnte am 21. Februar 1939 Altstrelitz verlassen, wenige Wochen später reiste er aus Rostock ab. Er hatte für Schanghai ein Visum erhalten. Die Brüder Erich, Günter und Hans-Joachim Gimpel wurden erst am 25. März 1939 entlassen...

Selbst bei konservativen bürgerlichen Schichten der Rostocker Stadtbevölkerung lösten die Pogromereignisse Unbehagen aus, stießen auf Ablehnung. So veranlaßte das

Erleben der Verwüstung des Josephyschen Hauses den Rechtsanwalt Dr. Otto Düwel auf der Straße zum Eintreten für seinen jüdischen Kollegen - die Nazis nahmen ihn fest. Mehrfach sah sich die Nazipropaganda gezwungen, mit Drohungen und Einschüchterungen in der Presse zu reagieren: „Judenfreund in Schutzhaft“ und „Mitleid nicht am Platze“. Zugleich suchte man mit geschichtsverfälschenden Artikeln wie „Freche Juden vor 200 Jahren“, „Juden und Judengenossen in Mecklenburg“ oder „Mecklenburgs Fürsten brauchten Itzigs Geld“ den Terror zusätzlich zu legitimieren.

Gleichzeitig ging zum Jahresende 1938 die „Arisierung“ in ihre Endphase, die letzten Geschäfte von Juden mußten verkauft oder geschlossen werden... Eine planmäßige Hetzkampagne mit Parolen wie „Jetzt ist's aus mit dem Judenspuk“, „Vor dem Abschluß der Arisierung Rostocker Judengeschäfte“ und „Einige Kostproben jüdischer Geschäftsmethoden“ (Niederdeutscher Beobachter) begleiteten den faschistischen Raubzug. Im Januar 1939 meldete die Nazipresse die beendete „Arisierung“ von 28 Einzelhandelsgeschäften. Den noch in Rostock lebenden Juden hatte man damit die selbständige Existenz endgültig genommen.

Neben den „Käufern“ bereicherte sich der faschistische Staat an diesen „Arisierungen“, er verlangte von den „Käufern“ eine Bereicherungssteuer. Vor allem aber erlegte er - als Gipfel des Zynismus - den jüdischen Deutschen am 12. November eine „Judenbuße“ für die „Kristallnacht“ auf. Die durch Zerstörung ihrer Geschäfte und Wohnungen, durch Zwangsverschleuderung ihres Besitzes und durch monatelange Haft gedemütigten Opfer des Pogroms mußten nun noch einmal dafür bezahlen.

Frank Schröder

Aus: Frank Schröder/Ingrid Ehlers
Zwischen Emanzipation und Vernichtung
Zur Geschichte der Juden in Rostock
hsg. vom Stadtarchiv Rostock, 1988

Seit 1840 lebte die Familie Nathan in Krakow am See. Die angesehenen Nathans waren Patrioten, fühlten sich ihrer Stadt eng verbunden, förderten die Freiwillige Feuerwehr und die niederdeutsche Literatur.

Der Kaufmann Benno Nathan steuerte Gelder zum Gedenkstein für *Unsen Fritz Reuter tau sinen 100. Geburtstag 1910* auf dem Lehmwerder bei. Er war der letzte Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Krakow am See und starb 1930.

Sein Bruder Josef Nathan, 1867 geboren und 1927 auf dem Jüdischen Friedhof Krakow am See beerdigt, schrieb plattdeutsche Heimatgedichte.

Min oll lütt Vaderstadt

*Min oll lütt Vaderstadt, tüsch'n See un Barg,
ik bliw di taugedahn bet an min' Sarg.
Leg ok en wides Meer tüsch'n di un mi,
trökt mi doch wedder säker her to di.*

*Wo is dat hübscher woll in ganz'n Lan'n,
as hier an dinen See, an'n gräun'n Strann'?
Wenn still de Hewen lacht, de See so blank
un blag,
ward jedes Hart so sacht, lett Plag un Klag.*

*Wenn lis de Luft sik rögt, denn glitzert hell
in't blanke Sünnelecht de lütte Well.
Un schient de Mand so klor up See un Strand,
ward de See apenbor - luter Demant...*

*Min oll lütt Vaderstadt, tüsch'n See un Barg,
hier hett min Weig dunn stahn, hier steiht
min Sarg!*

*Leeg ok en wildes Meer tüsch'n di un mi,
trökt 't mi doch säker her, slapen gahn bi di.*

Simchat Thora - Freude an der Thora

Das Judentum kennt seit dem Verlust des Tempels in Jerusalem keine kultische Verehrung heiliger Orte oder Gegenstände mehr. Doch diesem einen "Gegenstand" - der Thora - gegenüber wird die Haltung, wird die jüdische Handlung ambivalent. Das Schreiben einer Thorarolle ist mit einer Unzahl von Reinheitsvorschriften reglementiert. Kein einziger Fehler darf sich in dem von Hand geschriebenen Text finden. Kommt man in einen Raum, in dem sich eine Thorarolle befindet, so muß das Haupt bedeckt sein, liest man aus ihr, so sorgt ein Zeigestock (Jad genannt) dafür, daß der heilige Text nicht berührt wird. Wird eine Rolle trotz aller Sorgfalt doch beschädigt, ist sie nicht mehr tauglich für den Gottesdienst, so wird sie bestattet in Ehrfurcht wie ein Mensch.

All das Gesagte sind nur Bruchteile der tiefen Verehrung des Judentums für die Thora. Sie gilt natürlich dem Geber der Thora (der "Weisung" könnte man am ehesten übersetzen), drückt sich aber auch in Ehrfurcht vor der Rolle aus.

Im jüdischen Kalender ist ein Fest speziell der Thora vorbehalten. Dies erscheint beinahe überflüssig, da ja die öffentliche Lesung aus der Thora im Mittelpunkt jedes Gottesdienstes am Schabbat steht. Die Regelungen des jüdischen Alltags werden überdies größtenteils aus ihr abgeleitet. Einmal im Jahr jedoch soll sich der Jude über die Thora ausgelassen freuen, "wie ein Bräutigam über die Braut".

Simchat Thora - Thorafreude - wird daher die Thora aus ihrem Schrein geholt, um mit ihr wie mit einer Braut zu tanzen.

Mit großer Sympathie hat in diesem Jahr das Max-Samuel-Haus an diesem "Hochzeits-tanz" der Jüdischen Gemeinde teilgenommen. Der 13. Oktober 1998 - Simchat Thora - war für die Jüdische Gemeinde Rostock eine echte Freude, vielleicht noch ein eher verhaltener Hochzeitstanz.

Bevor die Jahreslesung aus der Thora beendet und sogleich wieder begonnen werden konnte

(dies ist ein weiterer Kern des Feiertags), wurde die Rolle - eine Dauerleihgabe aus der Gemeinde Aachen - in feierlicher Prozession vom Max-Samuel-Haus in den Gebetsraum der Gemeinde am Wilhelm-Külz-Platz getragen. Zuvor hatte der Leiter des Max-Samuel-Hauses, Frank Schröder, an die Geschichte der jungen, neuen Jüdischen Gemeinde Rostock erinnert. Das Max-Samuel-Haus habe, als erster Sitz der Gemeinde, gleichsam als Inkubator gewirkt, Geburtshilfe geleistet und freue sich nun über die sehr positive Entwicklung der Gemeinde, die in ihrer neuen Umgebung eigenes jüdisches Leben zu entfalten lernt. Die Überreichung eines Fotos der alten, durch Brandstiftung am 10. November vor 60 Jahren vernichteten Synagoge verdeutlichte dabei eindringlich, vor welchen Traditionen und mit welchen Verantwortungen wir die Thora in das neue Gemeindehaus begleiten.

Dieser frohgestimmte und hierzulande mehr als ungewohnte Zug mit der Thora unter einem festlichen Baldachin durch Rostocker Straßen hat sowohl Mitglieder der Gemeinde wie auch Freunde des Max-Samuel-Hauses sehr berührt.

Im darauf folgenden ersten vollständigen Simchat Thora Gottesdienst seit 60 Jahren wurde den Gästen - unter ihnen Vertreter der Schweriner Landesregierung und der Hansestadt Rostock - zweierlei deutlich: Einerseits war die Unsicherheit im Umgang mit gottesdienstlichen Formen bei den "zur Thora Aufgerufenen" Gemeindemitgliedern unübersehbar. Andererseits kam in den kleinen Ansprachen und durch zahlreiche Gesten zum Ausdruck, daß vielen daran gelegen ist, sich eine positive jüdische Identität zu erarbeiten. Und jüdische Identität ist ohne Bezug zur Thora nicht vorstellbar.

Es war ein Tag der Freude, man ist versucht zu sagen, ein historischer Tag - für die Jüdische Gemeinde und für Rostock. Der traditionelle Tanz mit der Thora zum Abschluß des Gottesdienstes schuf dann das treffende Bild: Die Thora im Arm, stolz und unsicher zugleich, doch der Tanz durch die Reihen der Gemeinde wurde je länger desto sicherer, beinahe ausgelassen.

Bunt statt braun - Gebet für die Stadt

Es ist nicht nur eine talmudische Weisheit, daß aus bösem Vorhaben auch Gutes erwachsen kann. So geschehen im Vorfeld des 19. September 1998 in Rostock. Diesem Tag sahen viele Rostocker sehr besorgt entgegen, plante doch die NPD in perfider Weise, an die pogromartigen Ereignisse von 1992 in Rostock-Lichtenhagen anzuknüpfen. Ausgerechnet hier sollte die zentrale Abschlußkundgebung ihres Bundestagswahlkampfes stattfinden. So stand zu befürchten, daß Rostock erneut als Hochburg des Rechtsextremismus in Deutschland in die internationalen Schlagzeilen gerät.

Vor diesem Hintergrund bildete sich sofort nach Bekanntwerden dieses Vorhabens in der Stadt eine Bewegung, die sich zunächst als "Bündnis gegen rechts" in einer Gegenveranstaltung zum NPD-Aufmarsch artikulieren wollte. Überaus erfreulich war dabei, daß dieses Bündnis auf eine sehr breite Basis gestellt wurde. Vereine, Betriebe, die Gewerkschaften, alle in Rostock relevanten demokratischen Parteien und Basisgruppen einigten sich - und dies in der heißen Schlußphase des Wahlkampfes - auf ein gemeinsames Motto für ein Rostocker Friedensfest. "Bunt statt braun. Rostock miteinander für eine friedliche, weltoffene und demokratische Gesellschaft" - diese Botschaft sollte von einer Stadt ausgehen, die sich in übergroßer Mehrheit zu den Prinzipien von Demokratie und Toleranz bekennt.

Das heranrückende Datum des 19. September beschwor jedoch unter vielen Bürgern dieser Stadt ein Bündel diffuser Ängste herauf, die angesichts der angekündigten durchaus gewaltbereiten Demonstranten und Gegendemonstranten sowie einem Rekordaufgebot von 5000 Polizisten tatsächlich nicht unberechtigt zu sein schienen.

Unter jenen, die sich durch die massive Präsenz von Rechtsradikalen besonders bedroht fühlten, waren viele Mitglieder der Jüdischen Gemeinde. Dieser unerträgliche Zustand in einer deutschen Stadt so kurz vor dem jüdischen Neujahrsfest 1998 (5759), initiierte die Idee eines gemeinsamen Gebetes aller in Rostock ansässigen Religionsgemeinschaften. Das Max-Samuel-Haus übernahm nach einer prinzipiellen Anfrage die Moderation der Vorbereitungstreffen mit allen Beteiligten. In der Vorbereitungsphase wurde deutlich, daß Rostock unterdessen auch in religiöser Hinsicht eine bunte Stadt geworden ist. Vertreter vom Islamischen Bund Rostock, der Jüdischen Gemeinde

Rostock sowie der katholischen und evangelisch-lutherischen Kirche und verschiedener Freikirchen repräsentierten in den Gesprächen drei "Weltreligionen". Unter Mitwirkung der Theologischen Fakultät der Universität Rostock, vertreten durch ihren Dekan, fand man tatsächlich einen Konsens über den Ablauf eines *gemeinsamen* religiösen Aktes, eines "Gebets für die Stadt". Als religiös neutralen Ort für das Gebet wählten die Teilnehmer das Max-Samuel-Haus. „Rostocker Christen, Juden und Muslime bitten um Frieden“ - mit dieser Botschaft sollte der Tag im Zeichen des Schmetterlingslogos eröffnet werden.

Der von einigen gefürchtete 19. September begann am Morgen mit einem Gebet im überfüllten Veranstaltungssaal des Max-Samuel-Hauses.

Wirklich "bunt", in ihren liturgischen Gewändern beisammen sitzend, trugen die leitenden amtlichen Vertreter Rostocker Christen, Muslimen und Juden aus ihren heiligen Schriften - dem Neuen Testament, dem Koran und der Thora - Texte vor. Texte, die den Gedanken des Friedens und den achtungsvollen Umgang mit dem Fremden in bemerkenswerter Einstimmigkeit beinhalteten. Das jeweils im Anschluß gesprochene kurze Gebet wurde durch ein gemeinsames "Amen", der Bekräftigungsformel *aller*, abgeschlossen.

Viele der zahlreichen Gäste, unter ihnen der Oberbürgermeister der Hansestadt, gingen im Anschluß, getragen von der sehr intensiven, aufmerksamen und friedlichen Atmosphäre während des Gebetes, zum Friedensfest nach Lichtenhagen. Dort zeigten etwa 10.000 Rostocker, daß sie keineswegs gewillt waren, ihre Stadt martialisch gedrillten braunen Marschierern als Bühne zu überlassen.

Es ist unzweifelhaft, daß das interreligiöse Gebet im Max-Samuel-Haus ein wesentlicher Beitrag zum Erfolg dieses Tages war. Dieser in der Geschichte des Hauses sicher herausragende Tag öffnete aber zugleich auch neue Perspektiven für die künftige Arbeit. Das interkulturelle, interreligiöse Gespräch, ein zentrales Anliegen der Stiftung Begegnungsstätte für Jüdische Geschichte und Kultur in Rostock, sollte, darüber waren sich alle am Gebet Beteiligten einig, unter der Moderation des Max-Samuel-Hauses fortgesetzt werden.

Dirk Drewelow